



Die Sprache

von Elisabeth Schawerda

Sie ist für alle da, ein kollektiver Besitz. Dennoch hat jeder die seine, ganz persönliche. Das Wort „Muttersprache“ drückt die innige, schicksalhafte Beziehung aus, die uns mit unserer Sprache verbindet. Sie nährt und erzieht uns. Sie formt das Denken und die Identität. Sie macht unsere Kindheit reich, bekleidet die Fantasie, sodass aus Bildern Geschichten werden. Wir verdanken ihr unser geistiges Leben. Denn was wir erfassen wollen, müssen wir in Worte fassen. Fassungslos ist ein anderes Wort für sprachlos.

Das kleine Kind schaut seiner Mutter auf den Mund und versucht, die Laute nachzuahmen. Es übt und übt mit Vergnügen und findet allmählich seinen Weg zur sprachlichen Kommunikation. Es formt neue Lautgebilde und kann ein einzelnes Wort so betonen, dass es zu einem Satz ergänzbar wird, zu einer Frage oder einer Feststellung des Bedauerns oder der Befriedigung. Viele Möglichkeiten liegen in einem einzelnen Wort.

Die Fremdsprache ist die Mutter anderer. Lernend versuchen wir uns ihr zu nähern auf die Weise des Kindes. Wir hören zu. Wir nehmen die fremden Wörter mit Vorsicht in den Mund und erleben ihre sinnliche Körperlichkeit. Wir kosten von der Sprache. Unsere Sprechwerkzeuge müssen neue Konstellationen zueinander eingehen, um sich an ihr zu versuchen. Die fremdartige Artikulation ist ein Erlebnis, eine orale Sensation. Und so tasten wir im Dunkel einer fremden Welt nach den Schatten, die nach und nach Kontur gewinnen. Schon geringfügige Kenntnisse sind wie Ritzen im schweren Vorhang, hinter dem das geheimnisvolle Andere liegt. Wir sammeln einen kleinen Schatz an, einen Wortschatz, und wir gewinnen ein Gefühl für eine neue Welt, das uns kein theoretisches Wissen geben kann.

Das Erlernen einer Fremdsprache ist ein Abenteuer, das in Neuland führt. Es bringt uns an den Anfang zurück, wo jedes Wort noch seine Magie fühlen lässt und noch nicht durch den Gebrauch abgenutzt ist. Wo man das Wort noch wörtlich nimmt – wie im Gedicht.

Die Sprache ist ein unerschöpflicher Bereich des

Lernens. Auch die Muttersprache hält immer noch eine Überraschung bereit, ein nie Gehörtes Wort, eine neue Kombination von Wörtern oder ein altes Wort, dessen Klang und Bedeutung uns inspirieren. Und selbst die toten Sprachen tragen dazu bei, die Strukturen der lebenden besser zu verstehen. Als lebendiger Organismus verändern sich Sprachen in Zeit und Raum. Zwischen Enkeln und Großeltern, zwischen dem Norden und dem Süden eines Landes gibt es Unterschiede. An jeder Schattierung haftet ein etwas anderes Lebensgefühl.

Ein deutscher Schauspieler machte diese Erfahrung auf seinem Weg nach Wien, wo er eine Rolle in einem Schnitzler-Stück spielen sollte. Während der Zugfahrt stellte er sich auf die Wiener Sprechmelodie ein, und dabei bemerkte er, wie sich seine Atmung veränderte, tiefer aus der Körpermitte strömte und fließender wurde, und wie sich das auf sein Befinden auswirkte. Als er in Wien ankam, fühlte er sich „wienersch“.

Eine andere Beobachtung demonstriert, wie tief die Sprache mit unserer Gesamtheit verwoben ist und wie sehr jede uns beeinflusst. Ein zweisprachig aufwachsendes Kind telefoniert mit seinem österreichischen Vater und erzählt ihm wie ein österreichisches Kind, auf Deutsch, von den Ferien bei den Großeltern. Dann spricht es mit der spanischen Mutter, erzählt auch ihr seine Erlebnisse, aber mit dem ersten spanischen Wort verwandelt es sich in ein spanisches Kind, das mit lebhafter Gestik und Mimik und mit großem Körpereinsatz seine Schilderung begleitet. – Bei synchronisierten Filmen kann man das gleiche Phänomen beobachten: die gesprochene und die Körpersprache passen nicht zu einander. Jede Sprache hat ihr eigenes Temperament.

Die Sprache ist ein Schatz mit vielen Ressourcen. Eine davon ist die Welt der Bücher, die sich mit der Fertigkeit des Lesens öffnet. J. P. Sartre schreibt darüber in *Les Mots*: „... das Buch sprach. Sätze kamen daraus hervor, die mir Angst machten: wahre Tausendfüßler, ein Gewimmel von Silben und Buchstaben, sie streckten ihre Diphthonge vor, ließen die Doppelkonsonanten vibrieren; singend,



nasal, unterbrochen von Pausen und Seufzern, reich an unbekanntem Wörtern; so erfreuten sich diese Sätze an sich selbst und an ihren mäanderhaften Windungen, ohne sich um mich zu kümmern. Manchmal verschwanden sie, ehe ich sie verstanden hatte, ein andermal hatte ich schon vorher verstanden, und die Sätze rollten nobel weiter ihrem Ende entgegen, ohne mir ein Komma zu schenken. Diese Rede war offensichtlich nicht für mich bestimmt.“ Sartre hatte die Welt durch die Sprache entdeckt und nahm daher die Sprache für die Welt. Schreiben bedeutete für ihn die Illusion, die lebenden Dinge mit der Schlinge der Sätze einzufangen.

So leidenschaftlich wie Sartre die französische liebte Karl Kraus seine eigene, die deutsche Sprache, und er bewunderte sie und hielt sie für die gedankenreichste, mit der großen moralischen Gabe des Zweifels ausgestattet. Doch „von dem Vorzug dieser Sprache, aus allen Zweifeln zu bestehen, die zwischen ihren Wörtern Raum haben, machen ihre Sprecher keinen Gebrauch“, klagte er an.

So wichtig und erlebbar wie das Wort, und manchmal noch wichtiger und erlebbarer ist das, was zwischen den Worten ist. Die Sprache ist weise, und Karl Kraus bekennt, er habe manchen Gedanken, den er nicht hatte und nicht in Worte fassen konnte, aus der Sprache geschöpft. Von dieser kreativen Ressource spricht auch Virginia Woolf, wenn sie über ihr Schreiben sagt, „die Feder sucht sich ihren Weg“.

Die Sprache ist ein Gebäude, ein weites, vielräumiges Schloss, in dem es Zimmer gibt, die noch nie betreten wurden, wie lang auch immer man es bereits bewohnt. Plötzlich tut sich ein Wort auf wie eine Tür. Und Worte verbinden sich miteinander und ergeben ein Ineinander von Ding und Klang, Idee und Bild, das es zuvor noch nie gegeben hat. Doch wir reden meistens an der Oberfläche der Sprache dahin, und ihre Tiefen bleiben uns verschlossen.

Eine der wunderbaren Ressourcen der Sprache ist ihre Fähigkeit, uns Genuss zu bereiten. Und nicht nur durch die Literatur, die für ihre Liebhaber ein unerschöpfliches Schlaraffenland bereithält. Im Deutschen gibt es die Redewendung „sich etwas auf der Zunge zergehen lassen“, also einen Satz wie ein Bonbon im Mund zum Schmelzen bringen, um ihn genau auszukosten und dadurch präzise zu verstehen und seine Substanz zu begreifen. Jedoch kann dieses Bonbon ein keinesfalls wohlschmeckendes Nüsschen enthalten. Mit der Sprache kann viel Böses angerich-

tet werden, und das Wort, das fallen gelassen oder hingeworfen wurde, lässt sich nur selten wieder aufheben. Worte bleiben. Nisten sich im Gedächtnis ein, die bösen hartnäckiger als die guten. Die Erinnerung kann sie jederzeit aufspüren und den Schmerz oder die Freude, die sie bedeuten, erneuern.

Die Sprache schafft Ordnung in meinem Leben. Nur mit ihren Namen kann ich die Dinge einordnen. So wird die Welt um mich herum „meine Welt“, in der ich zuhause bin, wird Heimat, Mutterland. Aber gern geht man über die Grenze und wird Gast in einer anderen Sprache. Man leiht einander Wörter. Denn die andere Sprache kann immer etwas ausdrücken, das die eigene nicht kann. So viele Wörter es auch gibt, oft fehlt uns das eine richtige. Denn das Wort hat nicht nur seinen Gebrauchswert, das Verstehen. Es appelliert darüber hinaus an das Ahnen. Karl Kraus sagt, die Sprache taste wie die Liebe im Dunkel der Welt einem verlorenen Urbild nach. >>>

Einige Worte

von Eva Maria Kovacs

Worte Worte Worte Worte

Worte springen über Klippen,
finden Bahn im freien Fall;
plätschern sprudelnd über Lippen,
hinterlassen leeren Schall.

Wortmuränen, schlammig, ätzend
legen Freude, Zutraun, lahm,
überziehn, sich selbst verletzend,
mit Gespött die eigene Scham.

Worte Worte Worte Worte

Hoffnungsworte, zarte Fäden,
spinnen Glauben an das Gute,
weben neu die alten Schäden,
knüpfen fest die Glücksminute.

Worte tropfen auf den Stein:
Güte und Wahrhaftigkeit!
Vielleicht dringt die Botschaft ein –
Wandlung braucht Geduld und Zeit.

Wort vernichtet, Wort schenkt Leben.
Du suchst nach dem „rechten“ Wort?
Hast und Lärm kann es nicht geben.
„Stille“ heißt der Suche Ort.



Elisabeth Schawerda: „Plötzlich tut sich ein Wort auf wie eine Tür ...“

Schwimmen im Seerosensee

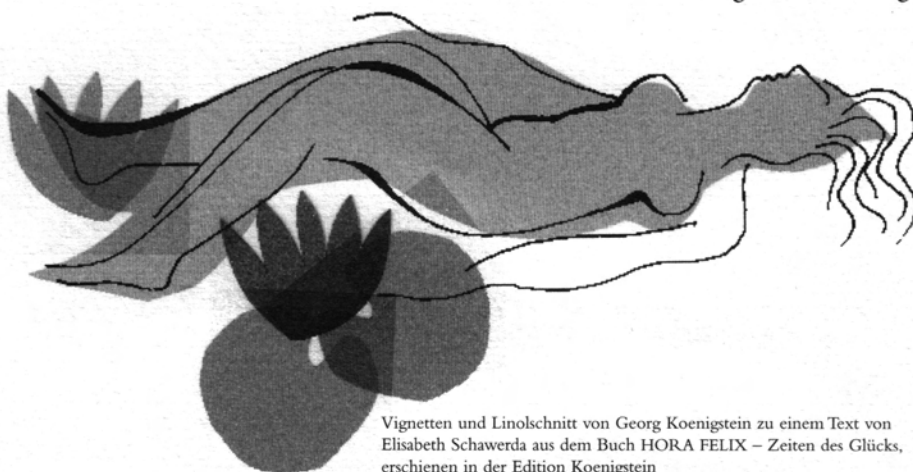
Erst wenn Musik
und sei sie noch so leise
unsre Füße netzt
allmählich kann der Tanz beginnen
Nichts soll geschehen ehe es geschieht
wie Wind und Regen und das Fallen
einer reifen Frucht
Vollendung ist der Sinn der Zeit

Es spiegelt sich das Schilf im Himmelsbild
das auf dem Wasser liegt
An purpurroten Tauen in der Tiefe festgehalten
schwimmt wasserkühl und sonnenwarm
das Inselreich der Rosenblätter
um seine Blütenmitte
Die Knospe hebt die goldne Faust
wie einen Freudenschrei
empor aus dunkelgrünem See
dem erdig undurchsichtigen
in dem verborgne Ranken treiben
Und Rhythmen einer Pflanzenwelt
pulsieren tastend nach der nackten Haut



Die Tage zu erhöhen
nicht nur die Augenblicke
Der Dauer Tiefe geben
nicht nur dem einen Atemstoß
Die Sinne hell und weit gestimmt
wie Blumen sprießend überall

Tänzelnd schwimmen zwischen Blättern Stengel
Berührung sanft Berührung rauh
Geschmeidigkeit ist atmend Dehnen
Beugen Drehn
bis letzte Schwere aufgehoben
Und aufgehoben ist die Macht
des eingefleischten Zögerns



Vignetten und Linolschnitt von Georg Koenigstein zu einem Text von Elisabeth Schawerda aus dem Buch HORA FELIX – Zeiten des Glücks, erschienen in der Edition Koenigstein

Dr. Elisabeth Schawerda, geb. 1940 in Bad Vöslau, lebt in Wien. Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Wien. Mitarbeit bei verschiedenen Zeitschriften, kulturjournalistische Tätigkeit. Literarische Schwerpunkte:

Essay und Lyrik. Publikation von 9 Lyrikbänden, zuletzt „Hora felix“, Edition Königstein 2005, und „Echo“, Literaturedition Niederösterreich 2006. Mitglied des ÖSV und Vorstandsmitglied des PEN.